



XL-Leseprobe „Funkschatten“

© Rudolf Strohmeyer, Hybrid Verlag

Vorwort

Sind Sie ›normal‹, liebe Leserin, lieber Leser? Egal, was Sie antworten, es hilft mir nicht.

Denn bekanntlich gibt es für jeden von uns zwei Sorten von Menschen: die, die so sind, wie wir selbst (also normal), und die anderen, die ›Abnormalen‹. Damit aber stellt sich die Frage, ob ein Buch wie dieses, in dem Sonderlinge sehr stark den Ton angeben, in falsche Hände geraten könnte. Und falls ja: Wären dies die Hände von uns ›Normalen‹ oder die der anderen, der ›Abnormalen‹?

Nehmen wir an, jemand, der nicht alle Tassen im Schrank und noch dazu einen Sprung in der Schüssel hat (er und die Schüssel sind somit nicht ganz dicht), gerät an diese Story-Sammlung. In gespannter Erwartung, neugierig gemacht durch den Titel des Werkes, erhofft er sich eine Begegnung mit Typen, die anders gepolt sind als er selbst. Mit, im Sinne meiner Zwei-Sorten-Theorie, ›Abnormalen‹ also. Jedoch: die Leserin oder der Leser blättert, angesichts ihr oder ihm völlig normal scheinender Story-Helden, auf der Suche nach Durchgeknallten, Spinnern und Exzentrikern ergebnislos durch die Seiten. Da ist es dann auch nur wenig tröstlich, wenn sie oder er zumindest auf der letzten Seite die Abbildung eines Mannes erblickt, der auf seinem Motorroller nicht nur durch den Wind fährt, sondern offensichtlich auch durch den Wind ist (der Autor).

Doch halt! Hier schlägt uns die Logik ein Schnippchen! Hier unterstellen wir unseren lieben Zeitgenossen, die unserer Definition nach *nicht* richtig ticken, *dass* sie richtig ticken, also logisch denken. Und schon ergibt sich einer der berüchtigten Widersprüche in sich selbst! (Zur Verdeutlichung dieses Begriffes vielleicht noch ein paar andere Beispiele: Ein Hungerkünstler, der sich jeden Bissen Brot vom Mund abspart. Eine Frau, die anziehend wirkt, wenn sie sich auszieht. Ein Lippenleser, der seinen Gesprächspartner beim Wort nimmt. Ein langweiliges Buch von Rudolf Strohmeyer.)

Damit allerdings lebt die Hoffnung des Autors und des uneigennützigem Verlegers - schon wieder ein Widerspruch in sich selbst! - auf, dass dieses Buch bei denjenigen, denen es sozusagen gewidmet ist, nicht auf grundsätzliche Ablehnung stößt.

Dass es ganz im Gegenteil Zuspruch erntet, will ich im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung unerschrocken hierhersetzen.

Die Masse meiner Leser (von einer ›Masse‹ zu fantasieren, wird mir als Autor doch erlaubt sein!) stellt sicherlich das Kontingent der, nun ja, ›Normalen‹ dar. Also schöngestige, literarisch gebildete, hochintelligente, sympathische Menschen, die mit Toleranz und wohlwollender Wertschätzung dieses Büchlein ...

Hier wecken mich Verleger und Lektor mit unziemlicher Grobheit aus meinen Träumereien und halten mir den Autorenvertrag unter die Nase. In diesem stünde, so erläutern es mir diese pedantisch korrekten Juristen, kein Wort von einem Märchenbuch, das ich abzuliefern hätte. Ich möge mich gefälligst an unsere rechtlich verbindliche Abmachung halten.

Ich seufze und beschließe insgeheim, diese Ignoranten mit einem Bestseller zu beschämen.

Und noch etwas anderes beschließe ich: dieses Vorwort zu beenden. Daher noch ein letzter Ausblick auf das, was folgt.

Die Geschichten, die uns nun erwarten, decken ein weites Spektrum an Verrücktheiten ab. Und sie geben uns zu verstehen, dass das Fantastische sich nicht erst in den Weiten des Weltalls findet, sondern auch und vor allem überall dort, wo die wahnwitzigen Ideen und Vorstellungen mancher (vieler?) unserer Zeitgenossen in der Gestaltung ihres täglichen Lebens sichtbare Spuren hinterlassen.

Und übrigens: Jede Ähnlichkeit der auftretenden Personen mit Ihnen, liebe Leserin, geschätzter Leser, ist absolut beabsichtigt und keinesfalls zufällig. Der Verlag hat sich freundlicherweise bereit erklärt, die Kosten meines Rechtsanwaltes zu übernehmen.

Alles in allem, wenn es dieses Buch nicht schaffen sollte, unter die drei Dinge zu gehören, die Sie mit auf eine einsame Insel nehmen würden, dann liegt das doch wohl nur daran, dass es keine einsamen Inseln mehr gibt. Oder?

der gerichtlich bestellte Betreuer
(in Vertretung des Autors)

Die Erlösung des Herrn Theobald

Nehmen wir zum Beispiel das Problem mit der Müllabfuhr. Einmal wöchentlich, dienstags. Mein Küchenabfalleimer fasst gerade so viel, dass er nach Ablauf einer Woche bis an den Rand angefüllt ist. Da die Müllabfuhr um 9 Uhr früh vorbeikommt, muss ich den Eimer montags abends, oder spätestens dienstags früh, zum Müllcontainer im Hof tragen und entleeren. Das bedeutet bei drei Stockwerken mit jeweils zwei Stiegen zu je 21 Stufen ...

Herr Theobald hielt inne. Er öffnete die Lade des Küchentisches, an dem er saß, und suchte. Nach kurzem Stöbern hielt er einen stark abgenutzten Bleistiftstummel in der Hand. Er zog eine Zeitung zu sich heran und blätterte nach einer wenig bedruckten Seite. Dann leckte er kurz über die Bleistiftspitze und begann zu rechnen.

Das Ergebnis war niederschmetternd. Herr Theobald griff nach den am Küchentisch lehrenden Krücken und erhob sich schwankend. Er humpelte zum Kühlschrank und nahm geschickt eine Packung Milch heraus. Er füllte ein Glas. Er trank.

Seit der Rückkehr aus dem Spital vor drei Wochen, das er mit Beschwerden betrat und als Krüppel verließ, kam er aus den Problemen nicht mehr heraus.

Letzte Woche hatte er am Montagabend das Rote Kreuz angerufen. »Bitte, dringend kommen. Mir ist nicht gut.« »Geht es auch etwas präziser?« Unhöflicher Zivildienstler, Drückeberger vor der Waffe. Wenn ich da an meine Generation ... »Hallo, sind Sie noch dran?« »Ja, ja. Meine Beine sind komplett taub und lassen sich nicht mehr bewegen.« »Wie alt sind Sie?« »Jahrgang 50.«

Da standen sie also dann in seiner Wohnung. Ein verschlafen aussehender Hippie (wahrscheinlich der vom Telefonat) und ein immerhin erwachsen wirkender Vierzigjähriger mit Bauch und Brille. Sie glotzten abwechselnd auf die Beinprothese (links) und das leere Hosenbein über dem Stumpf (rechts). Pulsmessung, Blutdruck und eine unmissverständliche Ermahnung. »Es ist strafbar, die Rettung ohne triftigen Grund zu einem Einsatz zu beordern. Das nächste Mal kommen Sie nicht straflos davon!«

Als sie, die mitgebrachte Tragbahre mühsam durch die Tür bugsierend, die Wohnung verließen, rief Herr Theobald aufgeregt hinterher: »Hallo, nehmen Sie doch bitte meinen Abfalleimer mit in den Hof, entleeren ihn und bringen ihn bitte wieder herauf!«

Die Sanitäter blieben abrupt stehen. Dann drehte sich der Hippie um und reckte den Mittelfinger der rechten Hand in die Höhe. Ohne ein weiteres Wort verschwanden die menschenverachtenden Teufel im Stiegenhaus.

Vor zwei Wochen war ihm der Mülleimer im zweiten Stock aus der Hand gerutscht, die ja auch noch die blöde Krücke halten musste. Zum Glück gelang es ihm, rasch genug noch in seine Wohnung zurück zu krückeln, bevor andere Hausbewohner die Treppenhausverschmutzung entdeckten.

Natürlich hatte er es auch schon mit dem Boten des Lebensmittelladens versucht. Täglich brachte ihm dieser Fertiggerichte, Gulaschdosen oder leicht zuzubereitende Nudelgerichte. Leider sah sich ja die Stadtverwaltung genötigt, den Zustelldienst ›Essen auf Rädern‹ aus budgetären Gründen einzustellen. Darüber hinaus bestünde

für Herrn Theobald nur dann Anspruch auf diesen Sozialservice, wenn er Pflegegeld bezöge. Aber beim Pflegegeld hatte wiederum die Krankenkasse den Rotstift angesetzt.

Zurück aber zu dem Supermarktboten. Ob dieser so nett wäre, ihm den Mülleimer ... Selbstverständlich wäre er so nett; er dürfe dafür aber die weiter nicht erwähnenswerte Kleinigkeit von 15 Euro verlangen? Mühsam beherrschte sich Herr Theobald und sah von Handgreiflichkeiten ab. Schließlich war er auf die Lieferdienste angewiesen.

Wenn alle Stricke rissen und die Überfüllung des Küchenmülleimers drohte, so könnte er sich ja vom Supermarkt (um weit weniger als 15 Euro) einen dieser Obsteimer (leer!) bringen lassen, und so eine zweite Abfalllagerstätte schaffen.

Oder nehmen wir das Problem der Körperpflege. In der Mietwohnung, die er nun schon fast vierzig Jahre bewohnte, unbeweibt und kinderlos, gab es im Badezimmer keine Dusche, sondern nur eine Badewanne. Seinerzeit hatte er sie auch infolge seines Sauberkeitsfimmels fast jeden Sonn- und Feiertag benutzt. Aber jetzt? Steigen Sie doch einmal mit zwei Krücken in eine Badewanne! Sie schaffen es? Dann weiß ich auch, wo man Ihre sterblichen Überreste finden wird.

Herr Theobald lag bei seinem ersten beinlosen Wannenbad lange im bereits wieder kalten Wasser, verzweifelt nach einem Ausweg suchend. Vielleicht sollte ich das Badewasser so lange ansteigen lassen, bis es mich über den Wannenrand hinausspült, hatte er überlegt. Aber als Mindestrentner scheute er vor dieser Wasserverschwendung zurück.

Schließlich verfiel er auf die Lösung, das Badewasser komplett abfließen zu lassen. Dann nahm er die Abdeckung des Abflussloches heraus. In das nunmehr geöffnete Loch steckte er eine Krücke senkrecht hinein, sodass sie wie ein Fahnenmast vor ihm in die Höhe ragte. Mithilfe seiner ja bestens trainierten Armmuskulatur war es ihm unter größter Mühewaltung schließlich gelungen, sich empor zu ziehen und die Badewanne lebend zu verlassen. Er tröstete sich seither mit dem Gedanken, dass eine gewisse Schmutzschicht am Körper ja bekanntlich auch als eine Schutzschicht gegenüber Bazillen fungieren kann. Jedenfalls sank fortan sein Wasserverbrauch merklich.

Einmal wöchentlich kam jemand von einer privaten Pflegeagentur vorbei, um kleine Hilfstätigkeiten zu leisten. Vorwiegend bestanden diese im Austausch von schmutziger Wäsche durch frisch gewaschene, für deren Säuberung die nahe gelegene Wäscherei und Putzerei Sorge trug, und der Versorgung mit Toilettenartikeln und Medikamenten.

Die Agentur rechnete nach Stunden ab. Dummerweise hatte er einen Dauerauftrag für Dienstag 10 bis 12 Uhr abgeschlossen, was in Hinsicht auf das Müllproblem den ungünstigsten Termin überhaupt darstellte. Änderungswünschen gegenüber zeigte sich die Agentur unflexibel, weil man bei Abschluss des Fünfjahresvertrages ohnehin einen Rabatt von 0,5 Prozent gewährt habe.

Quälenderweise schickte man ihm als Pflegekraft eine dralle Blondine mit aufreizendem Dekolletee und vulgären Bewegungen. Darüber hinaus verstand sie sehr wenig Deutsch, da: »Bin ich aus Slowakei, du mir zeigen, nix verstehn.«

Als Herr Theobald ihr zu verstehen geben wollte, dass sie ihm ein Bad einlassen und

ihm dann bei der Benützung desselben helfen sollte, gab die Blonde ihm eine Ohrfeige und telefonierte dann in einer Fremdsprache, vermutlich slowakisch, mit ihrer Agentur.

Herrn Theobalds Hoffnungen, es würde ihn beim nächsten Mal jemand Kompetenteres betreuen, erfüllten sich nicht. Als er die Tür öffnete, stand die Dralle mit dem großen Busen vor ihm. Bevor sie jedoch eintrat, öffnete sie ihre ordinäre rote Handtasche und zeigte Herrn Theobald, was sie diesmal mitbrachte. Erschreckt starrte dieser auf ein Pfefferspray und kontrollierte sofort ängstlich den korrekten Sitz der Knöpfe seiner Hose. Ingeheim sagte er sich, dass diese Hexe ihm auch bei einem Montagstermin sicher nicht den Mülleimer ausgeleert hätte.

Wochen vergingen. Herr Theobald hatte manchmal melancholische Momente. Dann träumte er von einem Rollstuhl.

In der ohnehin nicht sehr geräumigen Küche wurde es zunehmend ungemütlicher. Neben dem mit einem Topfdeckel bedeckten Küchenmülleimer standen drei weitere, zu Abfallbehältern mutierte Obstimer aus Kunststoff. Glücklicherweise hatte man ihm auch die dazugehörigen Deckel mitgeliefert. Denn es fiel nicht schwer, sich vorzustellen, dass Speisenreste, Obstschalen oder schlampig ausgeleckte und ausgeleerte Konservendosen als Nährboden für die Entfaltung eines gewissen Eigenlebens dienen würden.

Aber auch in der eigenen Haut fühlte sich Herr Theobald immer unwohler. Ihn plagte ständiger Juckreiz. Die ungewaschene Haut (vor allem der Rücken!) begann, Anforderungen an seine Riechtoleranz zu stellen. Der angewiderte Gesichtsausdruck der Slowakin und der auf größtmögliche Distanz bedachte Bote aus dem Lebensmittelladen sprachen Bände.

Seit einiger Zeit war er daher dazu übergegangen, seinen Körper, also das, was ihm die Ärzte davon noch gelassen hatten und sich in Reichweite seiner Hände befand, mit Rasierwasser zu waschen. Der penetrante Moschusgeruch verursachte ihm zwar Kopfschmerzen und aus Kostengründen musste er nun seine Wäschewechsel-Intervalle verlängern, was wiederum Geruchsfolgen zeitigte, die den Rasierwasserverbrauch steigerten; aber den Körperausdünstungen waren vorerst gewisse Grenzen gesetzt.

Erkennen konnte man das auch daran, dass der Supermarktbote und die Slowakin ihren Respektabstand von drei auf zwei Meter verkürzten.

Jedoch bereitete ihm das nach wie vor ungelöste Müllproblem weiterhin Sorgen. Als er eines Tages aus dem Badezimmer eine Rasierwasserverpackung in die Küche trug, um sie zu entsorgen, kam ihm unvermutet die rettende Idee. Problem 1: In der Küche wird der Platz knapp. Problem 2: Die Benützung der Badewanne ist ein Ding der Unmöglichkeit. Lösung: Verwende Problem 2 als Lösung von Problem 1! Nutze die Badewanne als Lagerstätte für die Mülleimer!

Bei dem gegebenen Volumen des Wanninnen und der Raumverdrängung durch einen zweckentfremdeten Obstkübel beläuft sich das Fassungsvermögen der Badewanne auf gut und gern ...

Das Ergebnis stellte ihn sehr zufrieden. Herr Theobald griff nach den am Küchentisch lehrenden Krücken und erhob sich schwankend. Er humpelte zum Kühlschrank und nahm geschickt eine Flasche Wein heraus.

Er füllte ein Glas. Er trank.

Wieder vergingen Wochen. Herr Theobald hatte manchmal glückliche Momente. Zum Beispiel, wenn er nicht in der Küche war. Oder im Badezimmer. Sondern im Wohnzimmer, das auch als Schlafzimmer fungierte bzw. umgekehrt. Dann sah er fern. Darin bestand schließlich seine einzige Beschäftigung. Oder, wie er es zu formulieren pflegte, seine Lieblingsbeschäftigung.

Aber dennoch blieb ein ganz, ganz großes Problem bestehen. Ich muss so bald als möglich eine Körperwäsche durchführen. Es stellt sich die Frage: Wie kann ich mich komplett nass machen und meine Beschichtung loswerden? Herr Theobald geriet in tiefes Grübeln.

Vielleicht bestünde eine Möglichkeit darin, dass ich, wegen eines Deliktes vorübergehend in Polizeigewahrsam genommen, die Anstaltsdusche verwenden darf?

Zum Beispiel, wenn ich den ganzen verdammten Müll in den Stiegenschacht entleerte? Aber die Folge erschöpfte sich wohl bloß in der fristlosen Kündigung durch den Vermieter. Und wenn ich wieder diese Penner vom Roten Kreuz grundlos herbeiriefe? Ich riskiere damit vermutlich nur eine Geldstrafe. Eine Ersatzfreiheitsstrafe? Das trauen die sich sicher nicht, sonst steht in der Presse ›Rotes Kreuz sperrt wehrlosen Krüppel ein‹.

Mehr Spaß machte es wohl, die Pflagenutte zu vergewaltigen. Aber erstens habe ich keinerlei Lust, mehrere Monate zu sitzen, und zweitens: das Pfefferspray!

Herr Theobald rieb sich den juckenden Rücken mit einem Kochlöffel und schaltete im Fernseher auf einen anderen Kanal.

Eine Zeitlang verfolgte er die dramatischen Rettungsaktionen im alten Hollywood-Schinken ›Flammendes Inferno‹, als ihn plötzlich eine Idee wie ein Blitz durchzuckte. Natürlich, das war es! Aufgeregt schaltete er aus, lehnte sich zurück und begann, einen Plan zu entwerfen.

Die Aktion müsste jedenfalls nachts erfolgen, wenn auf den Straßen deutlich weniger Verkehr als tagsüber herrschte. Heute war es bereits zu spät. Es nutzte nichts, die Sache zu überstürzen. Jeder Fehler konnte schließlich fatale Folgen nach sich ziehen.

Am besten war es, sich heute Nacht in aller Ruhe die Sache durch den Kopf gehen zu lassen und den morgigen Tag mit den Vorbereitungen zu verbringen. Um 11 Uhr nachts sollte dann das Unternehmen ›Ganzkörperdusche‹ beginnen.

Überraschenderweise schlief Herr Theobald tief und fest und wachte dementsprechend gutgelaunt auf.

Natürlich verzichtete er heute auf jegliche noch so spärliche Waschung.

Er verzehrte gedankenverloren sein Frühstück und nahm sich vor, erst am Nachmittag mit den Vorbereitungen zu beginnen, da sonst die Wartezeit noch mehr in die Länge gezogen würde.

Herr Theobald warf die leere Sardinenbüchse in den Mülleimer. Ein sardonisches Lächeln umspielte seinen Mund. Mit eisernem Willen hatte er sein Mittagmahl zur gewohnten Zeit eingenommen und seine Ungeduld, schon früher die Ausführung seines Planes in Angriff zu nehmen, gezügelt. Aber jetzt endlich konnte es losgehen!

Um zu gegebener Zeit die erforderlichen Utensilien schnell greifbar zu haben, rückte er den Wohnzimmertisch in die Nähe des Fensters. Er klemmte

Wäscheklammern um fünf Christbaumkerzen, die aus dem Vorjahr übriggeblieben waren. So stellte er sicher, dass diese aufrecht standen und problemlos angezündet werden konnten. Eine Streichholzschachtel legte er daneben. Dann humpelte er in das Badezimmer und holte einen Flakon Rasierwasser. Die Hauptsache selbst musste allerdings noch warten, da dafür die Öffnung des Fensters erforderlich war. Die herrschende Kälte hätte jetzt schon, also verfrüht, eine unerwünschte Abkühlung der Wohnzimmertemperatur bewirkt.

Herr Theobald blickte auf die Uhr. Noch etwa neun Stunden. Am besten widmete er sich jetzt seiner Lieblingsbeschäftigung.

Endlich war der ersehnte Zeitpunkt gekommen. Herr Theobald öffnete das Fenster. Dann krückelte er in das Badezimmer und schleppte der Reihe nach fünf verschlossene Müllkübel in das Wohnzimmer, die er nebeneinander auf das Fensterbrett stellte.

Leider verfügte er hier nur über begrenzte Platzkapazitäten. An Eimern gab es ja weiß Gott keinen Mangel!

Als nächstes entkleidete er sich und nahm splitternackt vor dem Fenster Aufstellung. Er lehnte die rechte Krücke an den Tisch. Er nahm den Telefonhörer von der Gabel und wählte die Nummer der Feuerwehr. »Hallo, bei mir (Name, Adresse) wütet ein Zimmerbrand! Bringt so viel Schläuche mit, wie ihr könnt, und spritzt, was das Zeug hält!«

Er legte auf und griff zu den Müllkübeln. Nicht ohne einen leisen Anflug von Ekel öffnete er die Deckel. Als nächstes schüttete er in jeden Eimer etwas Rasierwasser. Mit vollkommen ruhiger Hand entzündete er jetzt die Christbaumkerzen. Er atmete einmal tief durch und legte jetzt in jeden Eimer eine brennende Kerze. Der Erfolg übertraf alle Erwartungen.

Die Eimerkette schoss Flammenbündel gegen die Zimmerdecke. Fast sofort breitete sich dickqualmiger Rauch beißend im Zimmer aus. Der Geruch der angeschmorten Kunststoffbehälter überdeckte den der stinkenden Fäulnis, die vom Feuer gierig verzehrt wurde.

Als er aus der Ferne die Sirene eines Feuerwehrautos vernahm, verklärten sich die Gesichtszüge des ungewaschenen Krüppels zu einem freudestrahlenden Grinsen. »Gerettet«, stammelte er. Und trotz der infernalischen Hitze spürte Herr Theobald, wie heiße Freudentränen über seine Wangen liefen.

Opinion leader

Man versteht, dass ich aufgeregt bin. Vieles, nein, eigentlich alles hängt von diesem Inserat ab. Ich quäle mich nun bereits zwei Stunden auf der Suche nach einer zündenden Formulierung.

Aber keine meiner bisherigen Textvarianten stellt mich restlos zufrieden.

Im Papierkorb gelandet ist zum Beispiel:

*»Besser eine falsche Meinung als gar keine!
Seien Sie einer Meinung! Oder noch besser:
Seien Sie meiner Meinung!«*

Ich finde, dem Einstieg haftet ein leicht negativer Beigeschmack an. Dafür wirkt dann die Schlussfolgerung zu anbiedernd.

Nicht zufrieden bin ich auch mit dem Werbeslogan:

*»Wer keine Meinung hat, stimmt Allem zu.
Seien Sie jemand. Meinen Sie Etwas.
Ich helfe Ihnen! Rasch und kostengünstig!«*

Hier wiederum stört mich die Beliebigkeit des Wortes »Etwas«.

Schließlich entscheide ich mich für folgenden Inseratentext:

*»Genial wie Einstein? Reich wie Rockefeller?
Ohne Meinung sind Sie trotzdem NICHTS.
NIE MEHR MEINUNGSLOS!
Preisgünstig Meinungen zu kaufen!
Kontaktieren Sie mich unter der Adresse
(folgt E-Mail Account).
Oder senden Sie den beiliegenden Bestellschein
ausgefüllt an (folgt Büroadresse)«*

Der Bestellschein enthält sechs Themenbereiche, von denen man einen oder mehrere ankreuzen kann. Es sind dies: EU, Fußball, Haarausfall, Diäten, Flüchtlinge, Vermögensteuer.

Wie ich heute weiß, erwies sich die Idee mit dem Bestellschein als ein lupenreiner Rohrkrepierer. Kein einziger wurde mir zugeschickt. Dabei waren Inserat und angefügter Bestellschein schweinetuer. Aber so ist das nun einmal im Geschäftsleben. In einer Hinsicht hatte ich jedoch den richtigen Riecher. Sowohl der Inseratentext als auch die für den Bestellschein ausgewählten Themenbereiche richten sich unterschwellig eher an das männliche Geschlecht. Und tatsächlich befinden sich in meiner mittlerweile recht umfangreichen Kundenkartei ausschließlich Männer.

Über die Gründe kann man nur Mutmaßungen anstellen. Sicher bin ich mir nur dahingehend, dass Frauen wohl genauso häufig wie Männer keine Meinung haben. Es hat jedoch den Anschein, dass dies Frauen ungleich seltener wirklich stört. Und das wiederum mag daran liegen, dass man oftmals gar keine Meinung von ihnen erwartet, geschweige denn erbittet. Vor meinem geistigen Auge ersteht das Bild des dominanten Familienoberhauptes, das neben sich keine andere Meinung duldet und seine Holde in die Küche schickt, wenn es mit seinen Kumpels Wichtiges zu bereden gibt. Aber ich schweife ab.

Der erste Kunde, der sich meldet und zu dem unbedingt erforderlichen Vorstellungsgespräch in mein Büro kommt, ist Gregor S. Auf Grund der mir selbst auferlegten Verschwiegenheitspflicht nenne ich keine Namen.

Auch eine Ähnlichkeit der hier Gregor S. genannten mit jeder lebenden oder bereits verstorbenen Person namens Gregor S. wäre rein zufällig. Gregor S. entspricht ausschließlich der Person, deren Namen ich aus Verschwiegenheitsgründen in Gregor S. geändert habe.

Natürlich bin ich es, der in diesem Erstgespräch das Wort führt. Denn selbstverständlich ist jeder Kunde erst einmal interessiert, mein Geschäftsmodell kennenzulernen. Ich erläutere also:

»Ich verkaufe Meinungen. Und zwar Meinungen über alles und jedes. Für eine jederzeitige, reibungslose Kommunikation setze ich voraus, dass wir beide über Smartphones verfügen und so die Möglichkeit haben, blitzschnell E-Mails auszutauschen. Lassen Sie es mich«, wende ich mich direkt an den Kunden, »an einem Beispiel erklären. Sie sitzen in einer Runde von Geschäftspartnern in privatem Umfeld beisammen. Plötzlich fragt man Sie zu Ihrer Meinung über den neuen amerikanischen Präsidenten. Sie blicken erfreut, sagen dann ›Eine Sekunde bitte‹ und schenken nach, oder schließen die Vorhänge, oder – besonders sinnvoll – checken die Nachrichten auf Ihrem Smartphone.

Die so gewonnenen Sekunden nutzen Sie auf jeden Fall, um mir eine Mail zu schicken. So kurz wie nur möglich. Zum Beispiel ›Präsid. USA‹. Im Bruchteil von Sekunden erhalten Sie von mir dann eine Meinung zugesandt.«

Gregor S. blickt mich erstaunt an. »So schnell?« Ich entgegne, dass ich das sogar vertraglich garantiere. Ausgenommen seien natürlich Probleme infolge höherer Gewalt, worunter man ja heutzutage ausschließlich Störungen des Internets verstünde. Meine Arbeitszeit dauere von 16 Uhr bis 4 Uhr; die übrige Zeit, in der meine Klientel höchstwahrscheinlich ihrer beruflichen Tätigkeit nachginge, werde diese wohl ohne (meine) Meinungen auskommen.

Als nächstes stellt der potentielle Kunde mir unweigerlich die Frage nach den Preisen. Hier erweise ich mich ganz als gewiefter Geschäftsmann, denn ich eröffne mit der erfreulichen Nachricht:

»Die ersten zwei Meinungen sind gratis. Sie sollen damit völlig unverbindlich die Qualität der gelieferten Produkte feststellen dürfen und können zu diesem Zeitpunkt auch noch komplett kostenfrei vom Vertrag zurücktreten.« Das zufriedene Lächeln auf dem Gesicht von Gregor S. beweist mir, dass meine geschäftliche Strategie voll und ganz einschlägt.

»Es gibt«, fahre ich dann fort, »drei unterschiedliche Preiskategorien. Am teuersten sind Meinungen zu den sogenannten Menschheitsfragen. Ich nenne hier auszugsweise die Themenbereiche Gott, Jenseits, Verkrüppelung, Geschlechtsumwandlung, Steuerhinterziehung usw. Hier kostet die Meinung 19,99 Euro pro Stück. Die mittlere Kategorie umfasst so gut wie alle anderen Bereiche, die nicht zur letzten, dritten und billigsten Kategorie gehören.

In diesem Katalog« - ich reiche ihn dem Kunden - »finden Sie die erste und dritte

Kategorie so umfassend als möglich dargestellt. Alles andere gehört zur Zweiten, also der Preisklasse von 14,99 Euro. Die billigste mit 4,99 Euro pro Stück umfasst Bereiche, wo Meinungen sozusagen wohlfeil sind und jederzeit auch auswechselbar, sodass niemand Verdacht schöpft, wenn Sie morgen etwas völlig anderes meinen als heute. Also Wetter, Frauen, Fernsehen usw.«

Jetzt nehme ich das Vertragsformular und gehe die Paragraphen durch. Erforderlich ist eine Anzahlung von 100 Euro. Nach den gelieferten ersten zwei Gratismeinungen (was immerhin einen Bonus von bis zu 40 Euro darstellen kann) wird dann jede Meinung entsprechend ihrer Zugehörigkeit zu einer der Kategorien abgerechnet. Sind die 100 Euro verbraucht, verlängert sich der Vertrag automatisch, sofern der Kunde eine sofortige Überweisung von weiteren 100 Euro vornimmt.

Sollte aber zum Beispiel ein noch nicht verrechneter Restbetrag von, sagen wir, 4,99 Euro übrigbleiben, der Kunde mich aber um eine 19,99 Euro-Meinung ersuchen, bekäme er diese geliefert.

Falls er danach den Vertrag kündige, werde ihm allerdings der offene Betrag von 15 Euro in Rechnung gestellt.

»Das ist doch nur fair, meinen Sie nicht auch?«, frage ich, um Verständnis heischend.

Gregor S. aber erwidert: »Wenn ich eine Meinung hätte, wäre ich nicht hier.«

Womit er zweifellos recht hat.

*

Was nicht ausbleiben konnte, waren gewisse Anlaufschwierigkeiten.

Ich sitze nach den ersten Vertragsabschlüssen eines schönen Nachmittags vor meinem Schreibtisch, auf dem ein aufgeklappter Laptop und zwei startbereite Smartphones, beide auf die gleiche Nummer registriert, auf ihren Einsatz warten. Es wird allerdings nicht lange dauern, und ein weiteres Handy gesellt sich als Verstärkung hinzu.

Bei dieser Arbeitssitzung erhalte ich übrigens 18 Telefonate, was eine äußerst umsatzstarke Nacht bedeutet.

Um 18 Uhr 14 meldet sich zum ersten Mal Gregor S. Ich lese auf dem Display ›Präsid. USA‹.

Nanu, denke ich, ausgerechnet. Ich checke kurz, dass ich hier die erste von zwei Gratis-Meinungen abzuliefern habe, maile aber fast schon gleichzeitig den Text »Große Länder machen große Fehler«. Na ja, es handelt sich ja immerhin um ein Gratis-Statement. Da muss man nicht jedes Wort auf die Goldwaage legen.

Dann aber singt das Smartphone um 18 Uhr 19 erneut und ich lese Gregors zweite Botschaft ›Präsid. USA‹. Was stimmt mit dem nicht, denke ich. So schlecht fand ich die erste Meinung auch wieder nicht. Soll ich eine zweite, andere schicken, und würde dieser Meinungswechsel den Kunden in den Augen seines/seiner aktuellen Gesprächspartner/s nicht zu jemandem schwammig Profillosen machen? (Was er natürlich tatsächlich ist, sonst würde er nicht meine Dienste in Anspruch nehmen.) Ich entscheide mich blitzschnell und schicke die zweite Gratismeinung zum selben Thema, aber variiere: »Man wusste es schon immer: Geld regiert die Welt. Why

wonder?« Na bitte, für Null Euro ist das doch nicht einmal so schlecht, oder? Schlimmstenfalls muss Gregor S. die Google-Funktion für Fremdsprachenübersetzung aktivieren.

Es folgen zwei Anrufe von anderen Klienten, die ich mit hochprofessioneller Effizienz beantworte, aber dann um 19 Uhr 12 wieder Gregor S.: ›Präsid. USA‹. Jetzt aber! Da stimmt doch etwas nicht! Nach kurzem Zögern breche ich zum ersten Mal eine mir selbst auferlegte eiserne Regel und rufe den Kunden an. Dieser hebt auch sofort ab und versichert mir, dass er ungestört mit mir sprechen könne.

Im Verlauf des Gespräches stellt sich heraus, dass Gregor S. das von mir im Zuge des Einführungsgespräches gebrauchte Beispiel so verstanden hatte, als handele es sich dabei um eine Art fix vereinbarten Codes im Falle eines Servicekontaktes. Gleichzeitig allerdings gesteht er mir, dass er sich insgeheim gewundert habe, wie ich auf Grund des Kennwortes erraten würde, wozu genau er jetzt eine Meinung benötige.

Ich beherrsche mich und sage ihm nicht, womit ich seinen IQ beziffere, sondern kläre ihn sachlich auf. Den Bonus allerdings habe er bereits verbraucht.

Er sagt, das mache nichts. Die erste Meinung habe er zum Thema ›Treibhauseffekt‹, die zweite zum Thema ›Entwicklungshilfe‹ geäußert; in beiden Fällen sei man mit seinen Antworten durchaus zufrieden gewesen. Der Rest der Nacht verläuft ohne besondere Vorfälle.

*

Nicht selten gestalten sich meine Nächte recht hektisch. So erinnere ich mich zum Beispiel an einen Abend im November, als eine erste Bestellung um 21 Uhr 14 eintrifft: »Tod von Joh. Heesters«. Wie ein Maschinengewehr hämmern meine Finger in die Tastatur: »Was lange währt, wird endlich gut.«

Bereits um 21 Uhr 15 die nächste Nachricht desselben Kunden: »Tod von Heidi Klum«. Moment, denke ich, sorgt der jetzt bei einem Leichenschmaus für gute Laune oder was? Doch da fällt mir ein, dass heute Allerheiligen ist und der Kunde vermutlich auf einer Allerheiligen-Party herumchillt. Gleichzeitig allerdings schicke ich die bestellte Meinung ab: »Klum ist unsterblich.«

Dass ich mit meiner Vermutung richtig liege (dass es sich um eine Party handelt; das mit der Heidi lassen wir einmal in der Schwebe), beweist mir die nächste, ebenfalls unmittelbar danach eintreffende (21 Uhr 16) Nachricht: »Tod von Hannes Löhr«. Verdammt, wer ist Hannes Löhr? Meine linke Hand saust über die Tastatur des Laptops und googelt wie von allen Hunden gehetzt. Die rechte Hand schwebt in Lauerstellung über dem Smartphone. Endlich! »Deutsche Fußballlegende.« Ah so!

»11 Meter bis zur Himmelpforte.« Okay, nicht immer ist Meinung drin, wo Meinung draufsteht. Da ich aber einen guten Ruf zu verteidigen habe, schicke ich fast unmittelbar eine zweite Meinung hinterher, die ich aber nicht in Rechnung stellen werde – Gratisservice wegen nicht mängelfreier Erstlieferung! -:»Der Tod ist eine Schiedsrichterentscheidung«; und daher nicht anfechtbar, wie der Klient wohl von selbst weiter ausführen kann. Ich liefere schließlich Meinungen, von Begründungen ist im Vertrag nicht die Rede.

Wie man sieht, verdiene ich in solchen Nächten innerhalb von drei Minuten rund 60 Euro, die von mir allerdings korrekt versteuert werden.

*

Selbstverständlich unterlaufen mir gelegentlich Fehler. Schließlich bin ich Geschäftsführer, Alleingesellschafter und Handlungsbevollmächtigter in Personalunion. Und wenn einer von diesen Dreien schlampig arbeitet: an wem bleibt es dann wohl hängen? Erraten: An mir natürlich.

Sehr peinlich war da zum Beispiel die Sache mit der Verwechslung der Adressaten. Das kann schon einmal in der Hitze des Gefechtes passieren. Für einen Perfektionisten wie mich ist das allerdings ein schwacher Trost.

Wie man sich denken kann, herrscht bei mir in Vorwahlzeiten Hochbetrieb. Denn da treiben bekanntlich besonders gerne Meinungsforscher ihr Unwesen. Aber auch abgesehen davon geht es an den Stammtischen zu wie an der Wallstreet kurz vor Börsenschluss.

Ich sitze also vor meinem Laptop und den drei, auf die gleiche Nummer gemeldeten, Smartphones, als um 22 Uhr 22 Kunde X sich meldet: »Wahlchancen Rechte Neue Nationalisten«. Um fast exakt die gleiche Zeit meldet sich Kunde Y: »Viagra«. Ich schieße die bestellten Meinungen im Bruchteil von Sekunden in den Äther. Erst als ich mich erschöpft zurücklehne und einen Schluck von meinem Miyagikyo Single Malt, meiner Lieblingswhiskysorte aus Japan, nehme, durchzuckt es mich, dass die Meinungsadressaten vertauscht sind. X habe ich als politische Stellungnahme »Auf Mitleid folgt nicht selten Beileid« geschickt, während Y in seiner Potenz-Debatte mit der Meinung »Die gleichmäßige Verteilung des Schmutzes reicht nicht für eine saubere weiße Weste« abgespeist wurde. Natürlich verbietet es mir die Standesehre, diese Lieferungen zu verrechnen. Interessanterweise hielten es späterhin weder X noch Y jemals für nötig, auf die falsche Sendung hinzuweisen.

Ich gestehe, dass mich das ein wenig nachdenklich macht. Entweder war es beiden vollkommen wurscht, welche Meinung sie von sich gaben, wenn sie nur überhaupt eine hatten. Oder aber es hörte ihnen sowieso niemand richtig zu, ganz egal, was auch immer sie äußerten. Oder beides. Eine Zeitlang geriet ich auch über die Art und Weise, wie Meinungsforschungsinstitute zu ihren Forschungsergebnissen gelangen, ins Grübeln.

*

Lange habe ich mich gegen die Erkenntnis gewehrt. Aber jetzt ist es unleugbar. Meine sozialen Kontakte, der Umgang mit Freunden und Bekannten, werden immer rarer, leiden an drastischer Schwindsucht.

Zunächst äußert man sich nur hinter vorgehaltener Hand; dann aber werde ich zusehends in unverhohlener Direktheit mit dem Vorwurf konfrontiert, meine permanente Meinungslosigkeit erschwere, nein, verunmögliche geradezu jegliche normale zwischenmenschliche Kommunikation.

An diesem Vorwurf ist immerhin wahr, dass ich eine instinktive Abneigung

entwickelt habe, Meinungen ohne vertraglich garantierte Entlohnung abzusondern. Mein Gott! Jeder Beruf färbt doch auf die private Existenz ab. Oder war das jetzt auch schon eine Meinung? Verdammt, man kann wirklich nicht vorsichtig genug sein!

*

Am härtesten trifft mich das Zerbrechen meiner langjährigen Beziehung zu E. Ihren Namen verschweige ich aus privaten Gründen, denn sie ist verheiratet.

Auf Grund meiner beruflichen Auslastung und meiner Arbeitszeiten findet unser Sexleben in den Vormittagsstunden statt. Als durchaus vorteilhaft erweist es sich, dass ich ausgeruht zur Sache kommen kann. Und der Ehemann, der ja, wie immer bei diesen Trotteln, keine Ahnung hat, befindet sich zu dieser Zeit im Büro.

Eines Tages ruhen wir erschöpft nebeneinander und ich sage: »E., der Sex mit dir ist wie das rollende Riesenrad im Spielberg-Film ›1941‹.« Sie darauf: »Wie meinst du das?« Und aus mir schnalzt reflexartig die Preiskategorie für die gewünschte Meinung: »4,99 Euro.«

Nicht nur die Stimme, alles an ihr (und das ist nicht wenig!) bebt, als sie wie eine Rakete aus dem Bett schießt und, während sie sich in Windeseile anzieht, all das zerstört, was wir uns jahrelang mühevoll aufgebaut hatten. Noch nie habe jemand ihre sexuellen Leistungen mit lächerlichen 4,99 Euro bewertet, mindestens drei Nullen seien anzukopulieren (sie schreit tatsächlich »anzukopulieren«), mindestens! Ich hätte keine Ahnung von Tuten und Blasen – hier stutzt sie kurz und ich will schon beginnen, das entsetzliche Missverständnis aufzuklären, aber es ist alles umsonst: gekränkte Weiberehre ist mit nichts zu kurieren, schon gar nicht mit der Wahrheit.

Als sie schließlich geht, beginnt mir langsam zu dämmern, was es mit dem Begriff ›verhaltensgestört‹ auf sich haben könnte.

*

Natürlich verfluche ich mein verinnerlichtes geschäftliches Kalkül, aber ich komme nicht dagegen an. Es mutet mich wie das Verbrennen von Geldscheinen an, wenn ich unhonoriert eine Meinung äußern soll.

Dabei sehe ich mich immer wieder mit enormen Schwierigkeiten konfrontiert.

Wenn ich zum Beispiel gefragt werde, ob ich lieber am Gang oder am Fenster sitzen möchte? Ist das jetzt schon eine Meinung? Ich entscheide mich dann doch dafür, insbesondere aus praktischen Gründen, diese Art von Stellungnahmen als Auswahlentscheidungen zu qualifizieren und also ohne Gegenleistung abzugeben.

Dennoch schreitet meine private Vereinsamung rapide voran. Ja, mittlerweile ist es bereits so weit gekommen, dass ich mit Gereiztheit reagiere, wenn einer meiner wenigen, noch verbliebenen Freunde im Gespräch einwirft: »Übrigens bin ich der Meinung, dass ...« Was, brause ich dann innerlich auf, du gehst zur Konkurrenz? Oder arbeitest du im Pfuscher?!

Wie auch immer, das Vertrauen ist untergraben, ein Riss hat sich aufgetan. Wenn man sich nicht mehr für die Meinungen eines Anderen interessiert, aus welchen Gründen auch immer, gibt es keine Basis für eine Beziehung mehr.

*

Es kann nicht verwundern, dass mein problematisch gewordenes Privatleben Schatten auf meine berufliche Tätigkeit zu werfen beginnt.

Hier scheint vielleicht auch der passende Moment, um zu erwähnen, dass es nicht gerade wahnsinnig erfüllend ist, Nacht für Nacht (ohne Sonn- und Feiertag!) vor drei Smartphones zu sitzen und auf Anrufe zu warten. Das Einerseits. Andererseits kann ich mir nie ganz sicher sein, ob ich in der gebotenen Eile – und hier bedeutet Zeit wirklich Geld! – tatsächlich eine Meinung auftreiben werde. Ich kann mich hier nur auf eine Person verlassen: Auf wen wohl? Na klar! Auf mich.

Ich sitze also eines Abends und warte. Für den Lieblingswhisky ist es zu früh. Eines der Handys bewegt sich, fängt zu singen an. »Klimawandel« lautet das lapidare Meinungsansuchen. Und da geschieht es. Meine Sicherungen brennen durch. Ein totales Wurschtigkeitsgefühl überschwemmt mich. Eine fast schon zornige Unlust. Wie in Trance, wie ferngesteuert, klopfen meine Finger auf die Buchstabenfelder des Smartphones und als letzte Krönung auf die Symboltaste mit dem Sendebefehl. Die Nachricht, die aus nur einem Wort bestehende Meinung, verschwindet in den Tiefen des Internets.

Im Anfang war das Wort, und das Wort war nicht bei Gott, und Gott war nicht das Wort. Nichts ist durch es geworden. Und das Wort lautet: »Scheiße«.

In dieser Nacht schmeckt mir mein Lieblingswhisky nicht. Es kommen noch drei Anfragen von Stammkunden, denen ich mit liebloser Gleichgültigkeit Meinungen zukommen lasse. Um 1 Uhr habe ich schließlich genug. Ich klappe den Laptop zu und schalte die Smartphones aus. Dann lege ich mich zu Bett und schlafe schlecht. Der Gedanke an die entsetzliche Entgleisung quält mich und die Angst vor der Reaktion des provokant abgefertigten Meinungssuchenden. Ich lebe schließlich in ganz besonderem Ausmaß von Mundpropaganda und kann es mir absolut nicht leisten, in den Ruf der Unzuverlässigkeit zu geraten.

Als der Morgen anbricht, steigert sich meine Unruhe ins Unerträgliche. Normalerweise verbringe ich einen Teil meiner Vormittage (leider nicht mehr mit Sex, sondern) mit dem Studium der Tageszeitungen, um meinen Vorrat an Meinungen aufzufrischen und zu vergrößern. Aber es ist mir absolut unmöglich, mich zu konzentrieren. Die Stunden vergehen. Kein Anruf. Allmählich schöpfe ich Hoffnung. Vielleicht hat Kunde »Klimawandel« urplötzlich zu einer anderen, einer eigenen Meinung gegriffen? Vielleicht hatte sein Gesprächspartner kein Interesse mehr? Oder passte die von mir abgesandte »Scheiß«-Meinung in irgendeiner Weise doch zur Diskussion?

Als es 16 Uhr wird, setze ich mich mit neuem Mut an den Schreibtisch. Alles wird gut.

Leider täusche ich mich. Gründlich.

*

Heute ruft Mama an. Sie ist Witwe und lebt in einem zersiedelten städtischen Vorort, in dem die Hunde abends frei herumlaufen. Thujen-Hecken, steinerne Grillöfen,

Kinder-Trampoline, Carports und Swimmingpools prägen das Landschaftsbild. Der einzige Unterschied zwischen der Arbeitswoche und dem Sonntag besteht darin, dass es unter der Woche grabesstill ist, sonntags aber totenstill.

Mama hat etwas Wichtiges mitzuteilen. Ihr Arzt habe bei ihr einen Tumor festgestellt. Er plädiere dafür, diesen sofort entfernen zu lassen, auch wenn in ihrem Alter jede Operation gewisse Risiken berge. Man könne sie aber auch ein halbes Jahr medikamentös behandeln und dann kontrollieren, ob es sich um einen gutartigen Tumor handele. Was meine Meinung dazu sei?

Ich überlege kurz. Mama ist Mindestrentnerin und jeder ausgegebene Euro reißt ein Loch in ihr wahrhaft spärliches Budget.

Dann sage ich: »Leb' wohl, Mama!«, und lege auf.

*

Ich habe eine Marktlücke entdeckt. Das Geschäft mit Meinungen blüht und gedeiht. Das, was die Massenmedien, insbesondere Boulevard-Magazine, schon seit langer Zeit in großem Stil betreiben, die Masse mit Meinungen zu manipulieren, stellt mein Unternehmen auf eine individuelle Basis. Ich befreie gewissermaßen den kleinen Mann von der Straße aus den Fängen der Meinungsindustrie und lade ihn zu einem offenen Deal mit mir, auf Augenhöhe, ein.

Der Erfolg hält in unerwartet großem Ausmaß an. Die Zufriedenheit meiner Kunden ist augenscheinlich. Mich erreichen keine positiven Reaktionen, aber auch keine Beschwerden. Die Verträge werden stillschweigend verlängert.

Aber hier liegt wohl auch schon der Keim einer mich mehr und mehr erfassenden Unruhe, einer mich zusehends lähmenden Verstörtheit. Denn ich erhalte auch dann keine Reaktionen, wenn ich, wie ja schon berichtet, Mist liefere. Das Vertrauen, mein eigenes (!) Vertrauen in den Wert meiner Produkte, schwindet.

Meine Meinung über Meinungen verschlechtert sich zusehends. Es scheint, dass der Handel mit etwas, das meinen Kunden den Anschein von Individualität verleiht, meine eigene Individualität zerstört.

Während der geizige Umgang mit meinen eigenen Meinungen mein Privatleben systematisch zu vernichten beginnt, leidet umgekehrt der bis vor kurzem noch souverän beherrschte Vertrieb meiner Serviceleistungen unter meinen privaten Krisenerfahrungen. Gibt es denn keinen Ausweg aus diesem teuflischen Kreislauf?

*

Es ist Freitag. Traditionell also einer der umsatzstärksten Tage. Die Menschen eilen nach Büroschluss in Bars und feiern das beginnende Wochenende. Reden über Gott und die Welt. Tauschen Meinungen aus.

Insgesamt werden es sechzehn Anfragen sein, die ich erhalte. Bis zur dritten geht alles gut. Die Themen, die mich erreichen, sind wie immer buntgemischt. Selten, aber manchmal doch, schicke ich einem Kunden eine bereits zuvor einem anderen Kunden in Zusammenhang mit einem eng verwandten Thema gesandte Meinung. Das erscheint mir legitim. Denn warum sollen nicht auch zwei Menschen die gleiche

Meinung haben können?

Es ist 18 Uhr 12. Der erste Ansturm ebbt ab und fällt überraschend mager aus. Rückblickend scheint es durchaus möglich, dass diese kleine Flaute meine aufgestaute Aggressivität zu einer Entladung brachte.

Da kommt die Kauforder. Es geht um das Thema ›Empfängnisverhütung‹. Ich denke an E. Ich bin gerade dabei, den alten Profi heraushängen zu lassen und etwas in der Art wie »Am sichersten, aber am seltensten angewandte Methode: Keuschheit« abzuschicken (Preis 19,99 Euro), als ich kapituliere. Diesmal schreibe ich es in Großbuchstaben: »SCHEISSE«. Erleichtert lehne ich mich zurück, greife zur Flasche Miyagikyo Single Malt und schenke ein.

Mein Entschluss steht fest.

Nächster Anruf 19 Uhr 32 »Vergewaltigung in der U-Bahn«: »Scheiße« (ich bin zur normalen Schreibweise zurückgekehrt).

Fünfter Anruf 19 Uhr 48 »Ausländer, Sozialversg.«: »Scheiße«.

Sechster Anruf 21 Uhr 17: »Maybrit Illner«. Ich habe keine Ahnung, wer das ist, aber das spielt ja mittlerweile keine Rolle mehr: »Scheiße«.

Und so geht es weiter. Eine ganze herrliche Nacht lang. Es ist im wahrsten Sinne des Wortes ein Shit-Storm, den ich in dieser Nacht hinausschicke.

Diesmal schlafe ich tief und traumlos. Ich weiß, dass es keine Überraschungen geben wird. Ich weiß genau, wie man reagieren wird.

Der Tag vergeht. Systematisch kündige ich sämtliche Verträge, mahne ausstehende Honorare ein, rücküberweise zu viel geleistete Anzahlungen. Regelmäßig kontrolliere ich meine Posteingänge.

Es geschieht das, was ich erwartet habe. Nichts. Kein Shit-Storm antwortet auf den meinen. Meine Kunden akzeptieren die erhaltenen Meinungen fraglos. Sie bezahlen das Fäkalwort. Mag ihre Meinung noch so unpassend sein, Hauptsache sie haben eine.

Die Tatsache, dass sie dafür bezahlen, gibt ihnen die Gewissheit, nicht manipuliert worden zu sein. Wichtiger als zu reden ist ihnen, mitzureden. Die Angst, jemand könne eine schlechte Meinung über sie haben, wenn sie keine Meinung hätten, beherrscht sie. Aber den Senf, den sie auch in Zukunft dazugeben wollen, werden sie sich woanders besorgen müssen. Ich behalte meine Meinungen für mich. Das ist mein gutes Recht; zumindest meiner Meinung nach.

IMPRESSUM

Vollständige Taschenbuchausgabe
05/2019

© by Rudolf Strohmeyer
© by Hybrid Verlag, Homburg

Lektorat: Matthias Schlicke
Korrektorat, Buchsatz: Petra Schütze

ISBN Taschenbuch: 987-3-946-82080-2
ISBN Ebook: 978-3-946-82081-9

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de